

Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber: Emanzipation
Band: 5 (1979)
Heft: 1

Artikel: Eine Indianerin heute
Autor: Bohren, Kathrin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-358975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Indianerin heute

Ich stellte mir vor, in eine etwas exotische Welt geführt zu werden, als ich die Autobiographie einer mir unbekannten Frau namens Bobbi Lee mit dem Titel „Indian Rebell“ in die Hand nahm; meine Erwartungen waren wohl ein recht übles Mischmasch aus früherer Karl May-Lektüre (Winnetou) und notdürftigem Wissen um das wachsende Selbstbewusstsein der Indianer Nordamerikas. „Das Leben einer Stadtindianerin aus Kanada“ ist der Untertitel. „Stadt-Indianer“ – gibt es das? Richtig Indianer, die in Städten und nicht in Reservaten leben und ihr Bewusstsein als Indianer nicht aufgegeben haben? Heute sehe ich, dass diese Frage schon quer lag, denn Bobbi bekommt natürlich ihr Bewusstsein als Indianerin nicht in die Wiege gelegt, es entsteht in der Auseinandersetzung mit Armut, mit Brutalität in der Familie, in der Schule, unter Freunden, mit der frühen Erfahrung, dass man mit den Weissen besser nichts zu tun hat.

ARMUT

Bobbi Lee wurde 1950 geboren. Sie war, als sie die Tonbandinterviews gab, die dem Buch zugrunde liegen, erst 25 Jahre alt. Aufgewachsen ist sie am Rande einer weissen Arbeitersiedlung in Vancouver. Ihr Geburtshaus war ein Bootsschuppen, ohne Elektrotisch, ohne Heizung, kalt und feucht. Die Eltern stritten fast die ganze Zeit. Bobbi „mochte die Erwachsenen“ nicht und redete mir 3 Jahren immer noch nicht. Oft war der Vater monatelang weg, dann musste die Mutter ihr 7 Kinder alleine durchbringen, sie fing nachts Krebse und rüstete und verkaufte sie tagsüber. Nur nicht von der Wohlfahrt, vom Gnadenbrot der Regierung abhängig werden! Schon früh mussten die Kinder durch irgendeine Gelegenheitsjobs einige Dollars dazuverdienen. Mit 15 begann Bobbi als Babysitter und mit einer Arbeit in einem Restaurant. Auf die Frage „Warum sind wir nur so arm, wo wir doch so hart arbeiten?“ gab es keine Antwort.

Der Kampf um die Existenz begleitete Bobbi ihr Leben lang. Sie arbeitete als Küchenmädchen und Servier Tochter, half aus in einem Spital und auf Plantagen – aber jeweils nur kurze Zeit. „Ich dachte immer, es muss doch irgendetwas geben, was ich tun kann, um ein Zeichen zu hinterlassen, um anderen Leuten von Nutzen zu sein. Ich versuchte es mit arbeiten, aber meine Jobs waren meistens nur Scheissarbeit, da war nichts Bedeutungsvolles dran.“

GEWALT

Früh begegnete Bobbi der Gewalttätigkeit. Zuerst in der Familie, wo der Vater, wenn er besoffen war, brutal schlug und die Mutter „dreckige alte Squaw“ nannte; er war ein Weisser. „Dann in der Schule, wo mich die weissen Leute wegen meiner Hautfarbe nicht mochten“. „Und weil ich nicht in die Knie ging, dienerte, mich anbiederte und auch nicht für sie den letzten Dreck spielte, war ich in mehr Kämpfen verwickelt und wurde öfter verprügelt als jedes andere Kind, das ich kannte.“



Mit 16 Jahren geriet Bobbi nach Toronto unter Drogenhändler, Fixer und Zuhälter – fast alles Nicht-Weisse. Die Brutalität des Ghettos tötet fast alle menschlichen Empfindungen. Ein 16-jähriger erschießt einen jungen Dealer, weil sein 13-jähriger Bruder diesem den „Stoff“ nicht bezahlen kann. Motorrad-Gruppen rauben Mädchen aus und vergewaltigen sie anschließend gemeinsam. Ein Freund, mit dem Bobbi gerade auf der Straße redet, fällt einfach tot um.

In Toronto wurde Bobbi auch mit der Gewalttätigkeit der Polizei konfrontiert. Ein Freund nahm sie zu einer Demonstration gegen den Vietnam-Krieg mit. Bobbi kam zwar nur „wegen der Aufregung“, sah jedoch genau hin: Als Nazis eine Schlägerei beginnen, greift die Polizei ein, treibt die Kommunisten zusammen, führt die Faschisten jedoch nicht an.

Immer und immer wieder: Gewalt gegen Indianer! Bobbi beginnt – dem Drogenmilieu entflohen – Solidarität zu suchen, sich bewusst und nicht mehr blindlings zu wehren.

RASSISMUS

Rassismus erlebt Bobbi nicht nur verkörpert in weissen Schlägertrupps, die Indianer angreifen. Rassismus ist Alltag. Kein Weisser

mochte Indianer in der Nähe haben. Die Schwarzen waren schon freundlicher.

Wie reagierte das kleine Mädchen? „Mit neun wollte ich mit den Weissen nichts mehr zu tun haben.“ In der Schule – unter Weissen – weigerte sie sich, zu sprechen. Wenn sie nicht in Ruhe gelassen wurde, schlug sie wild um sich. „Ich kämpfte die ganze Zeit, um wenigstens ein bisschen Würde aufrecht zu erhalten.“

Als Jugendliche erlebte sie dann, dass der weisse Rassismus nicht nur die Indianer trifft, sondern vor allem auch Schwarze. Bobbi zog die Schlussfolgerung, „dass alle Weissen eben gleich waren: hinterlistige, grausame Rassisten“. Sie empfand Hass und Zynismus und weigerte sich, irgendwie mitzumachen: Sie lehnte es ab, zu lernen und zu arbeiten, sie wollte nur noch in Ruhe gelassen werden – eine Rebellion, die sich zunächst gegen sie selbst richteten musste. „Dieses Absterben sämtlicher Gefühle in mir fing an, als ich dreizehn war ... Ich verlor einfach allmählich die Fähigkeit, all das zu verstehen oder gefühlsmäßig damit zurechtzukommen. Also fing ich an, mich abzukapseln, nahm alles hin und nach einer Weile langweilte es mich nur noch.“ Unter den Wirkungen von Drogen „glitt mir mein Leben langsam aus der Hand ... ich war total passiv ... dazu kam so eine Art von Unterwerfung.“

AUFBRUCH

„Mein Interesse an Politik entstand hauptsächlich durch das ganze Herumgestoßene und die Rassistscheisse, die wir von den Bullen (Polizei) hinnehmen mussten. Sie stopften jeden in ihre kleinen Kassen- und Rassenschädelchen und führten sich ganz schön brutal auf – jedermann stiessen und schubsten sie herum.“

Bobbi beginnt Zusammenhänge zu suchen. „Ich wusste, dass irgendetwas mit diesem ganzen verdamten System nicht stimmte.“ Als sie aus Toronto nach Hause zurückkehrt, stößt sie zur NARP (Native Alliance for Red Power), einer Gruppe, die eine Zeitung herausgibt, Aktionen macht, wenn Indianer-Rechte verletzt werden, eine Gruppe, in der laute und verwirrende Diskussionen über den Kampf der Indianer und der Arbeiter geführt werden.

Bobbi braucht viel Zeit, um die passive Milieufinne zu überwinden. Im Weg steht ihr eine heftige anti-intellektuelle Haltung – es kostet viel Überwindung, ein politisches Buch zu lesen – und der Kampf ums tägliche Brot. Zeitweilig „existierte ich einfach nur, außer arbeiten, essen und schlafen tat ich so gut wie nichts.“ – weiter: „Ein anderes Problem lag für mich darin, eine menschliche Beziehung herzustellen – einfach anständig zu ihnen zu sein.“

Aus welchen Quellen bezieht Bobbi immer wieder Kraft? „Glücklicherweise habe ich die Hoffnung nie ganz aufgegeben, dass man aus der Scheisse um einen rum raus kann und einen Punkt erreichen, von dem aus man alles überblicken und begreifen kann.“

Kathrin Bohren